

ecdotes, and epithets, however, undermines the coherence of the book. Although Alia has extensive firsthand knowledge of indigenous groups in Canada, she relies exclusively on secondary sources to report on the media activities in many parts of the world. Largely absent are discussions of salient ethnographic questions, such as the extent to which TNMN resembles traditions of information gathering and sharing that predate the emergence of new media technologies. Alia quotes Inuit author Rachel Qitsualik, who claims that the use of new technology by Inuit is “not a peculiarity, nor a sensation, nor a corruption of culture, but rather a common part of a continuous (re)shaping and integration of old and new elements in the lives of the Inuit” (182). Alia does not explain, however, which specific elements are being reshaped and how.

Another problematic aspect of Alia’s analysis is her bias against the importance of place in the expression of contemporary indigenous identity. Part of the appeal of TNMN, Alia reiterates on several occasions, is its ability to “diffuse[s] group identities” and create a “*placeless culture*” (22). The idea of “*placeless culture*” contradicts much recent anthropological analysis of indigenous identity that stresses the importance of being rooted to a particular landscape as a core feature of being indigenous. Maintaining strong ties to the land is important to indigenous identity for a variety of reasons, one of which is the long history of dispossession and forced relocation that marks the history of so many indigenous groups. Although Alia is not oblivious to the importance of territory in contemporary indigenous political movements, she does not attempt to explain how cultures so rooted in place can suddenly embrace a global movement that makes culture *placeless*.

Alia’s passion for social justice and equality, though admirable in and of itself, does not always make for good social or cultural analysis. Those indigenous organizations or individuals who use the media as a catalyst for social change and for making the powerless more powerful earn high praise. But what about those indigenous uses of media technology that are not committed to furthering a political agenda? While conducting research in the Canadian Arctic in the mid-1990s, I remember watching a great deal of mainstream television shows like “The Price Is Right” in the homes of Inuit families. Although Alia’s goal is to document how indigenous peoples are paving the way towards “creative and ethical global media citizenship” (7), it is unfortunate that she ignores a great deal of the everyday uses of media. Doing so would have provided a more balanced and nuanced portrait of the impact of TNMN on the lives of indigenous peoples in general.

Criticisms aside, Alia should be commended for revealing a world of indigenous media use. This wide-ranging study lays a foundation for the study of how indigenous people use new media technologies, and future researchers of indigenous media use will want to use this book as a starting point.

Edmund Searles

Altner, Diana: Die Verkleinerung der Yakhautboote. Fischerkulturen in Zentral- und Südtibet im sozio-

ökonomischen Wandel des modernen China. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, 2009. 244 pp. Fotos. ISBN 978-3-447-05903-9. (Alltagskulturen Chinas und seiner Nachbarn, 1) Preis: € 62.00

Diese Arbeit füllt eine der zahlreichen Lücken in der Erforschung der materiellen Kultur Tibets, die – abgesehen von Themen zur Geschichte, Religion, Linguistik und hohen Kunst – bislang fast nur aus Lücken zu bestehen scheint. Da seit 1950 mit der Okkupation Tibets durch die VR China die Moderne in Tibet schnell und rücksichtslos umgesetzt und vorangetrieben wird, verschwinden die traditionellen Handwerks- und Erwerbstechniken in ebendieser Geschwindigkeit.

Die Untersuchung von Diana Altner legt zunächst den derzeitigen Stand der Forschung zum Thema Fischerei und Bootsbau in Tibet dar. Die Einleitung deckt Forschungsmethodik, Quellenlage, Theorien zur Wirtschaftsethnologie usw. ab. Genauere Angaben zum Fischbestand im südlichen und zentralen Tibet sind erst seit der Younghusband-Expedition 1903/04 bekannt und werden durch die heutigen Fischer vom Yamdrok See, vom Yarlung Tsangpo- und vom Kyichufluss, hier aus dem Dorf Chün, dem Mittelpunkt der Untersuchung, bestätigt: Es handelt sich um etwa sieben Arten.

Traditionellerweise schrecken buddhistische Tibeter vor dem Verzehr von Fisch zurück, da sie insbesondere das Töten kleiner Lebewesen verabscheuen und nur eine größere Anzahl getöteter Fische auch eine Familie sättigen können. Auch bestattete man vormals Leichen des Öfteren in fließenden Gewässern, so dass das Fischfleisch dementsprechend als unrein gilt. Dagegen sind getrocknete Fische, z. B. aus dem heiligen See Manasarowar (Westtibet), Medizin und werden als Wehenauslöser bei der Geburt verabreicht.

Jedoch lebten die Bewohner entlang der Flussufer und Seen schon immer ganz oder teilweise vom Fischen. Früher wurde dies allerdings zeitweise von Fang- (und Jagd-) verboten eingeschränkt, die die Zentralregierung oder hochrangige Lamas anlässlich besonderer buddhistischer Feiertage erließen. Trotz dieser periodischen Schonzeiten hofften die Fischer, Metzger und Jäger, also alle diejenigen, die ihren Unterhalt durch die buddhistische Erzsünde des Tötens verdienten, in ihrem Alter durch Gebete, Opfer, Wallfahrten und Spenden ihr Karma zum Besseren wenden zu können. Diese Berufe, zusammen mit Schmieden, Bettlern und Leichenzerstücklern besetzten die niedrigsten Ränge in der tibetischen Gesellschaft. Dieses Stigma ist ihnen bis heute erhalten geblieben.

Die Fischer selbst differenzieren zwischen “Eigenbedarf”, wobei die Fische auf dem Trockenen verenden, also “gestorben sind”, was weniger sündhaft ist, und dem Verkauf größerer Fangmengen, der für sie karmisch belastender ist. Dieses Dilemma wird heute durch den Verkauf lebender Fische an die chinesischen Zwischenhändler umgangen.

Bis Ende der 40er Jahre lebten die Fischer am Westufer des Yamdrok Sees z. B. fast nur von der Fischerei: Man benützte Boote, Netze, Speere, Steine, Angeln und die Hand zum Fischen. Die Fische dort galten als besonders schmackhaft und Händler aus Bhutan garantierten

den Absatz. Die Fischer selbst verzehren getrocknete Fische und mit Chili angereicherten rohen Fisch. Jedoch kam die Fischerei hier in der ersten Hälfte des 20. Jh.s fast zum Erliegen: Da der See einer der "Lebenskraft Seen" Tibets ist, fürchtete die Regierung die negativen karmischen Kräfte, die die Fischerei in dem See auf das gesamte Land haben würde. Die Fischer wurden mit sog. "Fischgetreide" und der Vergabe größerer Ländereien sowie durch Steuerbefreiung von ihrem traditionellen Gewerbe fortgelockt und kompensiert. Ab 1959 wurden an dem See dann auch die üblichen sozialistischen Wirtschaftsideale "realisiert", wie etwa durch den Bau einer kurzlebigen Fischfabrik. Die folgende Kulturrevolution stellte die soziale Hierarchie dann vollends auf den Kopf, so dass die Mitglieder der ehemaligen Oberschicht Fischereidienste leisten mussten und der Verzehr von Fischen propagiert wurde, um das traditionelle buddhistische Tabu ad absurdum zu führen. Heute fischen manche Dörfler nur noch im Frühjahr den besonders schmackhaften und deshalb auch teuren Frühlingsfisch.

Im Folgenden wird das Fischerdorf Chün am Kyichu beschrieben, das bis 2004 nur mit dem Boot erreichbar war, bis eine Straße gebaut wurde. Die Chün-pa unterstanden bis 1960 dem Kloster Drepung und der Regierung in Lhasa, wobei sie Fähr- und Transportdienste leisteten und für ihr Land Abgaben (Färbematerialien) zu entrichten hatten. Ihr Fanggebiet erstreckte sich über 80 km den Kyichu flussaufwärts. Seit der Entspannungspolitik in Tibet 1980 wird nun wegen der gestiegenen Nachfrage durch die zugewanderten Chinesen ganzjährig gefischt. Die Fischer von Chün bearbeiten ihre Felder als Familie, fischen jedoch im Verwandtschaftsverband. Sie besitzen außerdem Schafe und Kühe.

In einigen Gewässern dürfen die Chün Fischer gebührenfrei fischen, in anderen Kreisen sind pro Boot Tagesgebühren zu entrichten. Die Männer fischen und vermarkten den Fang, bauen Boote und verarbeiten die alten Yakhäute der ausgedienten Boote zu Säcken, Geschirren, Stiefeln und kleinen Booten für den Verkauf an Touristen, wobei alle Tätigkeiten, die mit dem Verarbeiten von Leder zusammenhängen, nicht besonders hoch angesehen sind, da sie direkt oder indirekt mit dem Töten zu tun haben. Um ihren Platz in der Gesellschaft jedoch ein wenig zu verbessern, berufen sich die Fischer auf eine alte Sage, nach der Buddha selbst die Fischer beauftragt habe, dieses Gewerbe auszuüben. In Chün erzielen die Fischer sogar vergleichsweise das höchste Einkommen der ganzen Gegend – und trotzdem will niemand, der nicht aus einer Fischerfamilie stammt, diesen Beruf ergreifen.

Inzwischen kommt es zu einem Rückgang der Fischbestände in den südtibetischen Gewässern, bedingt durch die großen Mengen ungeklärter Abwässer aus den Großstädten und deren rapidem Anwachsen. Es gibt keine Schonzeiten und es wurden neue Fischarten eingesetzt, die die einheimischen verdrängen; ja es werden nun mehr junge und leichte Fische gefangen, so dass die Überfischung die Fischer sogar dazu zwingt, im Winter sehr weit entfernt liegende Fanggründe aufzusuchen. Durch infrastrukturelle Verbesserungen (Straßen, Brücken, Traktoren, Transporter) und auch das Handy können die

Chün-pa und Händler den Frischfisch schneller vermarkten und die Fangboote motorisiert, statt wie früher auf dem Rücken eines Mannes, in das Dorf zurückbringen.

Die Beschreibung der Entwicklung eines weiteren Fischerdorfes, Lungpa, erlaubt dem Leser einen Einblick in den schicksalhaften Wandel unserer Zeit in Tibet. Das Dorf fiel dem Bau der neuen Brücke für den Flughafen bei Lhasa zum Opfer. Es musste komplett umsiedeln und wurde an anderer Stelle, jedoch im Stil völlig einheitlich, wieder aufgebaut. Die Bewohner hörten dann mit dem Fischen auf und begannen, aus den ihnen frei zur Verfügung stehenden Steinen, die anlässlich eines Tunnelbaues anfielen, ein eigenes Geschäft zu entwickeln.

Der dritte Teil der Untersuchung behandelt den Bootsbaue und die Technologie der Yakhautboote. Die akribische Dokumentation des Bootsbaues im südlichen Tibet ist ganz einmalig. Alle Schritte sind fotografisch dokumentiert. Unter den Anweisungen eines alten Experten bauen zwei bis sechs Personen innerhalb von zwei bis drei Tagen ein Yakhautboot. Ihnen steht das Holz der Weidenbäume des Dorfes für den Rahmen und die Riemen zur Verfügung. Auch Abfallprodukte, wie Yakhaar, werden sorgfältig zu Garn weiterverarbeitet.

Diese Boote mit einer Lebensdauer von zwei Jahren haben leider inzwischen einen großen Teil ihres Nutzens durch Straßen- und Brückenbau eingebüßt. Sie werden nun zum Transport von Touristen eingesetzt und in Miniaturformat als Souvenirs verkauft. Die Fischer selbst versuchen, trotz noch immer befriedigender Einkünfte und trotz ökologisch nachteiliger Entwicklung, ihre Verdienstmöglichkeiten auch in anderen Sektoren zu finden, nicht zuletzt, um dem ihrem Beruf inhärenten Stigma zu entinnen.

Diese ausgezeichnete Monografie ist den Fischern Tibets gewidmet und nicht nur sie, sondern auch alle diejenigen, die sich mit der materiellen Kultur und dem Handwerk Tibets beschäftigen, danken der Autorin, aber musste das Werk ausgerechnet in einer Reihe "Alltagskulturen Chinas und seiner Nachbarn" erscheinen?

Veronika Ronge

Babidge, Sally: *Aboriginal Family and the State. The Conditions of History.* Farnham: Ashgate, 2010, 269 pp. ISBN 978-0-7546-7935-6. Price: £ 60.00

Charters Towers, the deeply conservative old gold rush town of miners, rural workers, labourers, and displaced indigenous people in the state of Queensland, Australia, is newly prominent in the country's national affairs. It is the home town of Bob Katter, member for the sprawling electorate of Kennedy, an unpredictable man who, as one of three independent members recently elected to Australia's hung parliament of August 2010, holds the country's political future in his hands. Katter is a study of passion and incorrectness, a political wildcard, capable of saying anything about anything to anyone, his savage views on homosexuality and his critique of the convention of honouring indigenous traditional owners at formal gatherings attracting notoriety well before his ascent as future-master for national government.